

Suffizienz aus Sicht einer modernen Ethik

Keine sinnvolle Idee

Von Christoph Lütge

Der Suffizienzgedanke entstammt dem vormodernen Denken und hat in der heutigen Gesellschaft keinen Platz. Vielmehr zeitigt die Forderung nach Mäßigung kontraproduktive Folgen für Mensch und Umwelt. Ressourcen sparen ist zweifellos wichtig, klappt aber nur innerhalb der ökonomischen Logik – und braucht den Wettbewerb.

— Will man die Suffizienzidee kritisch beleuchten, muss man sich zunächst die Frage stellen: Was ist mit Suffizienz gemeint? Ich werde hier – unvermeidlich etwas zugespitzt und idealtypisch – zwischen zwei unterschiedlichen Perspektiven differenzieren. In der ersten Perspektive bezeichnet Suffizienz eine Strategie, die auf die Reduzierung des Ressourcenverbrauchs um jeden Preis fokussiert ist. Es geht somit bei „Suffizienz 1“ um das Sparen, um das Weniger-Verbrauchen, egal, wie sich Lebensstile und/oder wirtschaftliche Entwicklung verändern.

Die zweite Perspektive, die ich „Suffizienz 2“ nenne, ist dagegen bescheidener: Ihr geht es letztlich („nur“) um Nachhaltigkeit. Suffizienz 2 kann sich auch mit aufwendigen Lebensstilen und einem weiterhin brummenden Wirtschaftsmotor abfinden, solange die dabei verwendeten Ressourcen in nachhaltiger Weise eingesetzt und auch wieder regeneriert werden.

Die zweite Perspektive ist mit ökonomischen Ansätzen voll vereinbar: Sie weist auf die Unterscheidung zwischen kurz- und langfristiger Sichtweise hin. Sich hier zu bescheiden, ist nichts anderes als eine von vielen Investitionen, so wie sie Unternehmen ständig tätigen. Unternehmen investieren in Produktentwicklung, Forschung, Marketing, ihre Reputation und anderes. In der gleichen Weise kann nachhaltiges Wirtschaften als Investition in die langfristige Sicherung der Grundlagen unserer Gesellschaft gelten – aber ohne dass von den Einzelnen dabei verlangt wird, ihre Lebensweise fundamental umzustellen und sich dauerhaft zu mäßigen.

Genau das fordert aber die erste Perspektive. Die Grundgedanken der Suffizienz 1 stammen aus der vormodernen Gesellschaft, aus der Gesellschaft der Kleingruppe, in der die Menschen den größten Teil ihrer kulturellen Geschichte verbracht haben. In dieser vormodernen Gesellschaft (paradigmatisch dafür steht die antike Polis) herrschte ein Nullwachstum. Die Gesellschaft spielte Nullsummenspiele, in denen der Gewinn des einen notwendig der Verlust eines anderen war. Das war das zwangsläufige Ergebnis einer Situation, in der es kein dauerhaftes, systematisches Wirtschaftswachstum gab: Wenn der Kuchen insgesamt nicht wächst, so kann er nur anders verteilt werden. Der erfolgreiche Florentiner Kaufmann Giovanni Rucellai brachte dies im 15. Jahrhundert auf den Punkt: „Indem ich reich bin, mache ich andere, die ich vielleicht gar nicht kenne, arm.“ (1) Folgerichtig entwickelte die Ethik als Reaktion auf diese Situation eine Ethik der Mäßigung. (2) Die traditionelle Ethik ruft die Einzelnen dazu auf, sich zu bescheiden, sich zu mäßigen, nicht zu gierig zu sein und sich etwa mit ausreichenden oder maßvollen Gewinnen zufriedenzugeben. Besonders prägnant kam diese Ethik der Mäßigung im Zinsverbot der Antike und des Mittelalters sowie in der Vorstellung eines gerechten Preises zum Ausdruck.

Wettbewerb ist solidarischer als Teilen

Heute aber leben wir in der modernen Gesellschaft, einer Gesellschaft, die sich bereits seit zwei Jahrhunderten aus der Subsistenzfalle gelöst hat und ein historisch unvergleichbares Wachstum aufweist. Seit 200 Jahren liegt das Einkommenswachstum in den klassischen Industrieländern im Durchschnitt bei 1,5 Prozent. Das heißt, wir spielen – mit scharfem Wettbewerb – Positivsummenspiele, in denen es möglich ist, prinzipiell alle Betroffenen besserzustellen. Daraus ergeben sich Folgerungen für

die Ethik: Unsere traditionelle Ethik denkt immer noch in den Nullsummenspielen der Vormoderne. Sie fordert uns auf zu teilen, gewissermaßen zu opfern – und uns systematisch zu mäßigen. Aber die Ethik hinkt hinterher – denn unsere Gesellschaft hat sich fundamental gewandelt. Die Forderung nach Mäßigung, auch die Forderung nach Suffizienz, ist im scharfen Wettbewerb der modernen globalisierten Gesellschaft kontraproduktiv. Wir können eben nicht wollen, dass die Unternehmen sich mäßigen, sondern wir wollen, dass die Anbieter – auch gerade Anbieter von ökologisch wertvollen, nachhaltigen oder Bioprodukten – einander scharfe Konkurrenz machen.

Wettbewerb, das ist eine der klassischen Lektionen der Ökonomik, erbringt eine Reihe von ethisch wertvollen Leistungen. (3) Er belohnt Innovationen, er zwingt die Konkurrenten, sich an diese Innovationen anzupassen, er lässt Machtpositionen unter Druck geraten und erodieren. Diese Leistungen kann der Wettbewerb jedoch nur erfüllen, wenn die einzelnen Anbieter sich gerade nicht mäßigen. Der Wirtschaftsethiker Karl Homann drückt es so aus: Wettbewerb ist solidarischer als Teilen. Das gilt jedenfalls unter Globalisierungsbedingungen mit scharfem Wettbewerb.

Anlass zum Optimismus

Aus dem globalen Wettbewerb können und sollten wir nicht aussteigen. Niemandem ist damit gedient, wenn wir uns lokal der Suffizienzidee verschreiben, während an anderen Orten weiterhin Raubbau in beliebigem Stil betrieben würde. Es ist illusorisch zu glauben, dass man auch nur mit gutem Beispiel vorangehen und damit tatsächlich Erfolg haben kann, wenn man schlicht ressourcenreduzierte Lebensstile predigt. Der Wettbewerb lässt dies nicht systematisch zu. Es funktioniert bei manchen Produkten, bei denen es gelingt, aus dem ursprünglich idealistischen Gedanken eine erfolgreiche Geschäftsidee zu machen, so zum Beispiel bei vielen Bio- und Fair-Trade-Produkten, die in Deutschland wie auch in einigen anderen Ländern einen Boom erleben. Es funktioniert aber beispielsweise nicht beim Drei-Liter-Auto; den VW Lupo musste VW vor einigen Jahren mangels hinreichenden Absatzes wieder vom Markt nehmen. Das heißt, Ressourcen sparen ist zwar sinnvoll, aber man darf dies nicht gegen die ökonomische Logik und gegen den Wettbewerb denken und fordern. Es lässt sich nur in und mit der ökonomischen Logik umsetzen. Und hier gibt es

durchaus Anlass zum Optimismus: Wir sehen, dass Wettbewerb nicht zwangsläufig zu immer steigendem Ressourcenverbrauch führt, sondern dass in vielen Branchen Unternehmen durchaus Erfolge dabei erzielen, den Ressourcenverbrauch zu senken.

**„ Nicht nur Mäßigung, auch hungrig sein
sollte als Tugend gelten. “**

Das gilt nicht nur in Deutschland. Auch ein Land wie China investiert seit Jahren massiv in Ökologie. Aber es mäßigt sich dabei gerade nicht und es orientiert sich nicht am Ideal der Suffizienz. 2012 hatte China mit insgesamt etwa 70 Milliarden US-Dollar den höchsten Anteil an den weltweit in Umwelttechnologien und erneuerbare Energien investierten Mitteln. Nach weiteren internen Berichten der chinesische Regierung sind nach 2020 sogar jedes Jahr zusätzlich weitere 243 Milliarden US-Dollar in den Umweltsektor zu investieren, um drohende ökologische Katastrophen noch verhindern zu können. Und China geht intern sogar davon aus, dass dies nicht reichen wird, sondern dass langfristig weitere zwei Prozent des Bruttoinlandsprodukts, das heißt zurzeit etwa 160 Milliarden US-Dollar, jährlich zusätzlich nötig sein werden, um die ökologische Wende zu schaffen. (4) Das würde die jährlichen Ausgaben für Umweltschutzmaßnahmen in China auf insgesamt fast eine halbe Billion US-Dollar pro Jahr, umgerechnet etwa 380 Milliarden Euro, steigen lassen. Zum Vergleich: Die gesamten Umweltschutzausgaben Deutschlands betragen derzeit etwa 35 Milliarden Euro. Mit seinen Anstrengungen will China unter anderem den Anteil erneuerbarer Energien landesweit auf 15 Prozent bis 2020 erhöhen. Bis 2015 soll die Windkraft eine Leistung von 100 Gigawatt erreichen, Deutschland erzeugte im Jahr 2011 etwa 54 Gigawatt durch beides, Wind- und Solarkraft. (5). Weitere Ziele sind, die CO₂-Emissionen massiv zu verringern, Smog und Wasserverschmutzung zu bekämpfen und fruchtbares Land vor der Zerstörung zu retten. Die Elektromobilität will das Land bis 2020 mit umgerechnet elf Milliarden Euro fördern, bis dahin soll es in China fünf Millionen Elektrofahrzeuge geben. (6)

Letztlich entstammt die Suffizienzidee einem vormodernen Denken, das sich an den Bedingungen der Gesellschaften früherer Zeiten orientiert. Dabei waren, wie wir an vielen Beispielen sehen, auch autarke Gesellschaften nicht zwingend besonders umweltfreundlich, sie hatten nur häufig nicht die technischen und organisatorischen Möglichkeiten, die schädlichen Seiten ihres Lebensstils in größerem Maße auszuleben. Nach allem, was wir wissen, sind auch Ureinwohner(innen) Amerikas, Australiens oder Madagaskars für das Aussterben von Tierarten und anderen Raubbau an der Natur verantwortlich.

Nachhaltigkeit zum Produktionsfaktor machen

Ressourcenschonung ist eine sinnvolle und wichtige Idee, deren Umsetzung gerade durch die Unternehmen zu unterstützen und mit Anreizen zu versehen ist. Regeln hierfür, die diese Umsetzung im globalen Rahmen wettbewerbskompatibel werden lassen, sind auch aus ethischer Sicht wünschenswert. Die Idee der Suffizienz ist dagegen keine sinnvolle. Sie hilft auch der Umwelt nicht. Wenn ein Autor wie der Sozialpsychologe Harald Welzer eine „Welt ohne Wachstum“ fordert und gegen einen „Wachstumsfetischismus“ wettet, so geriert er sich dabei lediglich als Verfechter eines Ideals, das sich nicht nur längst selbst überholt hat, sondern das auch für beide, Umwelt und Menschen, kontraproduktiv wäre.

Mehr zu wollen ist Teil des Menschseins – und das muss nicht heißen, mehr materielle Güter zu besitzen, sondern kann sich auf ganz andere Dinge beziehen, auf mehr Zeit und Muße, bessere Gesundheit, einen angenehmeren Freundeskreis, ein erfüllteres Privatleben und dergleichen mehr. Aber stehen bleiben zu wollen, das heißt im Grunde nur, sich auf seinen Lorbeeren auszuruhen, satt und selbstzufrieden zu sein. Genau das, was die Menschen in den meisten Teilen der Welt, insbesondere jenen, denen es (noch) nicht so gut geht, nicht wollen. Nicht nur Mäßigung, auch hungrig sein auf mehr sollte als Tugend gelten.

Wir können den Tiger der Ressourcennutzung weder bekämpfen noch ignorieren, wir müssen ihn reiten. Wir können nicht vor der Verantwortung weglaufen, im Wettbewerb zu bestehen und in dieser Weise die Grundlagen für zukünftige Generationen zu sichern. Dabei hilft auch der Moralismus und Anti-Ökonomismus vieler Vertreter(innen) der Suffizienz¹ nicht, die von Einzelnen verlangt, ihre Lebensweise funda-

mental umzustellen und sich dauerhaft zu mäßigen. Nachhaltigkeit muss im Interesse von Unternehmen liegen, sie muss zum Produktionsfaktor werden. Aber dann geht es weiterhin um – qualitatives, nachhaltiges, und dennoch – Wachstum. ———

Anmerkungen

- (1) Vgl. dazu McCloskey, Deirdre (2006): *The Bourgeois Virtues*. Chicago.
- (2) Lütge, Christoph (2009): Gegen eine Ethik der Mäßigung. In: Gentinetta, Katja/Horn, Karen (Hrsg.): *Abschied von der Gerechtigkeit: Für eine Neujustierung von Freiheit und Gleichheit im Zeichen der Krise*. Frankfurt a.M., S. 99-106.
- (3) Vgl. Von Hayek, Friedrich August (1994): *Der Wettbewerb als Entdeckungsverfahren*. In: *Freiburger Studien – Gesammelte Aufsätze*. Tübingen, S. 249-265.
- (4) <http://green.wiwo.de/umweltschutz-fur-china-wird-es-richtig-teuer> (27.3.2013)
- (5) <http://green.wiwo.de/umwelt-china-steht-vor-einem-oko-kollaps> (19.12.2012)
- (6) VDI-Nachrichten vom 27.5.2011.



Wann ist bei Ihnen das Maß voll?

Eigentlich nie – ich nehme einfach ein zweites.

Zum Autor

Christoph Lütge, geb. 1969, hat Philosophie und Wirtschaftsinformatik studiert. Seit 2010 ist er Inhaber des Peter Löscher-Stiftungslehrstuhls für Wirtschaftsethik an der Technischen Universität München. Er forscht unter ande-

rem zu Wirtschafts- und Unternehmensethik, Internet- und Technikethik sowie zur Philosophie der Musik.

Kontakt

Prof. Dr. Christoph Lütge
Peter Löscher-Stiftungslehrstuhl
für Wirtschaftsethik
Technische Universität München
Marsstraße 20-22
D-80335 München
Fon ++49/(0)89/289 -25130
E-Mail Luetge@tum.de
